

Karl Lehmann

Mit langem Atem

Wege. Erfahrungen. Einsichten

Der Kardinal im Gespräch mit Markus Schächter

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



5. Auflage 2018

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2016

www.herder.de

Alle Rechte vorbehalten

Satz: de-te-pe, Aalen

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-451-34967-6

Inhalt

Vorwort von Markus Schächter	7
1. Annäherung	13
2. Herkunft, Vorbilder, Entscheidungen	41
3. Von Freiburg nach Mainz: Professor und Bischof	75
4. Das Konzil – eine kopernikanische Wende	97
5. Gemeinsame Synode: Hoffnung und Aufbruch	123
6. Die Synode in Rom: Alte Fragen, neue Wege	139
7. Ökumene: Die Glut unter der Asche	149
8. Meine acht Päpste	169
9. Das Wesentliche: Grundsatzfragen des Glaubens	191
10. Das Amt des Vorsitzenden: Konflikte und Zeitennöte	209
11. Begegnungen	235
12. Adieu – Ende und Neubeginn	245
Kleines Nachwort von Karl Kardinal Lehmann	261
Ergänzendes Nachwort zur 2. Auflage	264
Dank	265
Namenregister	267

Vorwort

Als der junge Karl Lehmann vor knapp sechzig Jahren sich in Rom an der päpstlichen Universität Gregoriana zum Studium der Philosophie und Theologie immatrikulierte, waren nicht nur die Vorlesungen in Latein, er musste auch seine Prüfungen und Examina in lateinischer Sprache schreiben. Papst war in dieser Zeit Pius XII. Als dieser, in seinem letzten Lebensjahr, noch einmal »seine« Theologiestudenten sehen wollte, hat er diese in der Unnahbarkeit eines klassisch-kurialen Papstes mit allen Insignien päpstlicher Hoheit empfangen und die jungen Seminaristen auf die Treue »zum Papst und zur heiligen Kirche« eingeschworen. Kirche, das war damals die allgegenwärtige Volkskirche, »ein Haus voll Glorie«, wie es in dem gern gesungenen Kirchenlied heißt, mit den vollen Gotteshäusern am Sonntag und den bemerkenswert gut belegten Priesterseminaren. Sie hat sich selbstbewusst in streng konfessionellen Grenzen gegen die Themen einer modernen Welt zu behaupten versucht. Als Karl Kardinal Lehmann jetzt zu seinem 80. Geburtstag den Papst um die in diesem Alter traditionell gebotene Entbindung vom Amt des Bischofs bat, richtete er seinen Brief an Papst Franziskus, den »Mann vom Ende der Welt«. Als Lateinamerikaner, der nicht in den Papstgemächern Wohnung bezog, sondern im Gästehaus des Vatikans blieb und einen gebrauchten Kleinwagen als Dienstwagen fährt, wird der populäre »Heilige Vater« nicht müde, eine breitere Öffnung der Kirche zur Welt zu fordern und ein größeres Engagement

in die Welt hinein. Die Kirche sei kein Selbstzweck, »der Zweck der Kirche sind die Menschen, wie sie leben, wie sie leiden, wie sie hoffen«.

In den sechs Jahrzehnten zwischen dem Studieneintritt des Karl Lehmann und seinem Amtsverzicht hat sich das Leben der katholischen Kirche fundamental gewandelt. Die Kirche ist hineingestellt in den Umbruch einer globalisierten Welt, die mit ihren Krisen, Widersprüchen, Herausforderungen und abrupten Veränderungen alle Anzeichen eines Epochenwechsels in sich trägt.

Das Gespräch mit Kardinal Lehmann in diesem Buch möchte diese Jahrzehnte in die Hand nehmen: erzählend, berichtend, bilanzierend, interpretierend und bewertend; als Vier-Augen-Gespräch mit der darin gegebenen Nähe und der aus den Fragen gebotenen Distanz; mit Blick auf die zentralen Themenfelder; aber auch assoziativ, um an vermeintlichen Nebensächlichkeiten des Lebens und Besonderheiten der Erlebnisse den Wandel einer Zeit besser zu illustrieren.

Das Gespräch hat eine Grundlage in der beruflichen Neugierde des journalistischen Fragestellers, der die eigene christliche Herkunft und das eigene existenzielle Interesse an den grundsätzlichen Fragen nicht verschweigen will. Es ist ein Gespräch ohne die Ambition einer wissenschaftlichen Differenziertheit und mit dem Wissen, dass es schlicht unmöglich ist, auch nur ansatzweise alle Themenfelder, Reflexionsebenen und Aktionsradien des Bischofs von Mainz zu bedenken. Der Bischof, der auch Wissenschaftler geblieben ist, hat in unendlich vielen Wortmeldungen Stellung bezogen zu den Themen der Welt und zu den Brennpunkten des Wandels von Kirche und Gesellschaft. Das Gespräch konzentriert sich auf die Meilensteine kirchlicher Entwicklung und die großen Weichenstellungen der letzten

Jahrzehnte – von der kopernikanischen Wende des Konzils vor fünfzig Jahren über die Dispute der Synoden bis in die gesellschaftlichen und kirchlichen Debatten der letzten Monate. Es geht über Wege, Sackgassen und Perspektiven der Ökumene angesichts des großen Reformationsjubiläums aus Anlass der 500. Wiederkehr des Thesenanschlags von Martin Luther. Und es geht über die großen Herausforderungen und Krisen der priesterarmen Kirche in Deutschland bis hin zu den großen Hoffnungen auf einen Papst, der konsequent die Hinwendung der Kirche zur Welt als eine Option für die Armen versteht.

In dem großen Spannungsbogen dieser Veränderungen, in der krisenhaften Zuspitzung einerseits und glückhaften Momenten großer Zukunftshoffnung andererseits, hat Kardinal Lehmann seinen besonderen Platz und seine herausragende Rolle für die Kirche gefunden. Als Zeuge des Aufbruchs im Konzil hat er die Zeiten des nachkonziliaren Umbruchs mitgeprägt, gestaltet und mitbestimmt: als Seelsorger, Wissenschaftler und als ein Mann, der wichtige Leitungssämter in der Kirche innehatte; mit Mut und Bereitschaft zum Risiko, mit standfester Gelassenheit und der Fähigkeit zum klaren Widerspruch, mit stets optimistischem Gottvertrauen. Wehleidigkeit und Resignation waren ihm auch in schwierigen Zeiten immer fremd. Er ist gerade als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz für viele das Gesicht einer lebensnahen, dialogbereiten, weltoffenen und menschenfreundlichen Kirche geworden.

Im kleinen Dorf Bollschweil schwärmen sie noch heute, 35 Jahre nach seinem Abschied, von dem Professor aus Freiburg, der ihnen ein guter Seelsorger war und der als Dogmatikprofessor im Kindergottesdienst, mittwochs morgens um acht Uhr, vom Glauben an Christus erzählte, bevor er um

neun Uhr am Katheder der Uni Freiburg systematische Theologie lehrte. In Mainz haben sie ihn nach der Ernennung zum Kardinal mit einem riesigen Volksfest gefeiert. »Unser Kardinal« heißt er in der Stadt am Rhein, ein überkonfessioneller Ausdruck der Identifikation mit diesem besonderen »guten Hirten«, der so herzlich und laut lachen kann.

Die Welt der Wissenschaft hat den Schüler und engen Mitarbeiter von Karl Rahner längst mit allen Ehrerbietungen und Auszeichnungen als den Mann anerkannt, der sich weit über die Grenze seines Fachs hinaus einen Namen als Theologe gemacht hat – und auch als Grenzgänger, der mit seinem wissenschaftlichen Grundinteresse an allem, was mit dem Wissen um den Menschen zusammenhängt, sich als Dialogpartner angeboten hat. Grenzgänger sind gefährdete Menschen. An den Grenzen, wo es auch schon mal geistige Minenfelder gibt, kann man sich selten einrichten. Wer hier arbeitet, der muss Klugheit und Umsicht verbinden. Er braucht auch den Mut zum Schritt ins Unbekannte. Klugheit, Umsicht und Mut hat der Wissenschaftler Karl Lehmann in geradliniger Synthese zu verbinden gewusst. Mehr als 4000 Publikationen zählt das Verzeichnis, das alle wissenschaftlichen Erkundungen und offiziellen Wortmeldungen von ihm benennt. Sie haben alle einen gemeinsamen Nenner: Sie wollen zum Dialog anstiften. »Wer tief verwurzelt ist in seinem eigenen Terrain«, sagt er, »der kann auch über die Grenzen gehen, ohne dass er selbst vereinnahmt wird.« Deshalb hat es dem Wissenschaftler und Kirchenmann Karl Lehmann nicht gereicht, in der statischen Ordnung und in den oft blutleeren Lehrhäusern zu bleiben oder sich gar zu verschanzen. Er hat, wie er es im Konzil gelernt hat, seine Fenster weit aufgemacht. Der Dialog mit einer pluralen Gesellschaft ist sein Feld geworden. Lange hatte sich die Kirche mit

dem geistig-kulturellen und politischen Pluralismus schwer getan. Es war die lebenslange spezifische Aufgabe von Karl Lehmann, in den Auseinandersetzungen mit der pluralen Welt die eigene Unverwechselbarkeit zu behalten und diese offensiv mit klarer Markierung in dieser Gesellschaft zu vertreten. Das war umso mehr seine Aufgabe als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz. Mit Lehmann wird sie eine der wichtigsten Stimmen im öffentlichen Ethikdiskurs dieser Gesellschaft: jenseits von falschem Relativismus und fundamentaler Abschottung, mit höchsten Anstrengungen und unbändiger Neugierde und notfalls im Disput und Streit, bis zuletzt im hohen Alter. Während des Gesprächs für dieses Buch hatte er die letzten Papiere des Nationalen Ethikrates über die Embryonenspende bei sich. Und er gräbt sich ein in die verzweigte Komplexität dieser Causa, um im Dialog ein eigenes Angebot zu bieten.

In seiner Dialogfähigkeit ist Karl Lehmann ein Glücksfall für viele geworden, für die Entscheider in Politik, Kultur und Wirtschaft, selbst in Sport und Entertainment. Er kannte die meisten, die Bundeskanzler und Bundespräsidenten, die Wirtschaftskapitäne der Dax-Unternehmen und ihre gewerkschaftlichen Pendanten, auch die Sport- und Showstars. Jetzt, wo er aus dem Amt scheidet, haben sich viele wieder zu einem Gespräch im Bischofshaus angemeldet. Ein Glücksfall ist er auch für die Ökumene. Er ist der unermüdliche Brückenbauer, der theologische Weiterdenker, wenn es stockt. Mit einer grundsätzlichen Reflexion zu Toleranz und Religionsfreiheit* hat er sich noch jüngst zu einer der brennenden Zukunftsfragen unserer Gesellschaft geäußert.

* Karl Lehmann, Toleranz und Religionsfreiheit. Geschichte und Gegenwart in Europa, Freiburg i. Br. 2015.

Ein Glücksfall ist er auch für die Medien. Er ist ein stets auskunftsfähiger Interpret der christlichen Botschaft. Als journalistischer Beobachter habe ich ihn mehr als dreißig Jahre als den Mainzer Bischof in nachbarschaftlicher Neugierde begleitet. Jetzt, zum 80. Geburtstag, sollte in einem langen Gespräch noch einmal ein Bogen zu den wichtigen Themenfeldern geschlagen werden – ein Gespräch auch über die Wurzeln des Menschen Karl Lehmann, die ihm Kraft geben für eine so große Kontinuität seiner Arbeit; über seine Herkunft, die ihm Flügel gibt für eine christliche Hoffnung; ein Gespräch aber auch als eine Art Bilanz zu den Fragen der aktuellen und existenziellen Nöte einer immer mehr priesterlos werdenden Ortskirche und auch darüber, wie sehr die Kirche vor Ort sich als selbstständige Kirche verstehen muss gegenüber der Weltkirche in Rom. Lehmann drückt sich nicht vor Antworten.

Markus Schächter

1. Annäherung

Beim Konklave nach dem Rücktritt von Papst Benedikt saßen Sie in unmittelbarer Nachbarschaft zum Kardinal von Buenos Aires. Wie entwickeln sich Anspannung und Stimmung, wenn der Ausgang der Wahl langsam klar wird?

Der neue Papst nahm den Beifall der Kardinäle nach meinem Eindruck ruhig und gelassen auf. Er hat sich sehr zurückgenommen.

Unmittelbar neben ihm saß der aus Brasilien stammende Kurienkardinal Cláudio Hummes, der ihm unter den Kardinälen theologisch und geistig wohl sehr nahe steht. Es war in den Momenten nach der Wahl erkennbar, dass der frisch gewählte Papst durch diesen Mann, der die »Option für die Armen« mit ihm teilt und in dieser Hinsicht innerlich ganz bei ihm ist, sehr gestärkt und ermutigt worden ist.

Die Gelassenheit eines 77-Jährigen, der jetzt in einem denkbar hohen Alter die Aufgabe seines Lebens übernimmt?

Er ist jedenfalls ganz ruhig in die berühmte Kammer gegangen, wo nach alter Tradition die päpstlichen Kleider vorbereitet waren, in drei verschiedenen Größen. Er kam ganz einfach zurück, ohne jene besonderen päpstlichen Insignien, die seine Vorgänger und noch Papst Benedikt XVI. offenbar

gern getragen haben. Also keine roten Schuhe, keine prächtige Mozzetta als Schulterumhang, kein goldenes Kreuz. Ich war überrascht, als er in dieser Einfachheit herauskam und dann gleich den kleinen Thronstuhl wegräumen ließ. Er ist dann einfach stehen geblieben. Stehend hat er die Bischöfe empfangen und ihnen den Friedensgruß dargeboten. Das war eine Geste, die schon viel besagte: dass er nicht saß, sodass man fast vor ihm hätte knien müssen, sondern uns auf Augenhöhe empfangen hat. Aber noch wichtiger war mir ein anderes Detail: Er hat – noch bevor er den Gruß in einer festgelegten Reihenfolge entsprechend dem Rang und dem Dienstalter der Kardinäle austauschen konnte – den indischen Kardinal gesehen, in der Sixtina ganz hinten rechts, in einem Rollstuhl kauern, der krank, aber bei der Wahl doch dabei gewesen war. Der neue Papst ging schnurstracks durch die ganze Sixtina und begrüßte diesen kleinen, kaum sichtbaren Mann als Allerersten und umarmte ihn. Welche Wahrnehmungsfähigkeit! In einem so kurzen, geschichtsträchtigen Moment hatte er ihn doch von ferne gesehen und vor allen anderen begrüßt. Das habe ich, gerade in dieser Situation, als ein ganz wichtiges Zeichen empfunden.

Als Sie 2015 beim Ad-limina-Besuch, Ihrer letzten Vatikan-Dienstreise, beim Bischof von Rom waren, hat er Sie in den Arm genommen, hat lange Ihre Lebensleistung gelobt, um dann zu sagen: »Schade, dass Sie mit 80 Ihr Amt aufgeben!« Sie haben dem nur unwesentlich jüngeren Papst gesagt, dass der gemeinsame Weg ja noch nicht zu Ende ist. Welche Gemeinsamkeit hat Ihr Weg?

Zunächst einmal: Er ist gut ein halbes Jahr jünger als ich. Und zum anderen: Ich bin ihm früher nicht sehr häufig persön-

lich begegnet. Er war ja kein Mann, der viele Kontakte durch ausgedehnte oder gar weltweite Reisen gepflegt hätte. Er hat sich auch in Argentinien wenig außerhalb der Diözesangrenzen von Buenos Aires aufgehalten: »Meine Diözese ist meine Braut!« Das war sein Motto. Man weiß, dass er lieber zu den Menschen in die Slums ging, als groß durch die ganze Welt zu fahren. Ich erinnere mich allerdings an zwei Gelegenheiten, bei denen er schon deutlich seine Handschrift gezeigt hat.

Das eine war bei der römischen Bischofssynode 2001, als er den Kardinal von Washington wegen der damaligen großen Terror-Anschläge in den USA am 11. September als Generalberichterstatter vertreten musste. Er hat damals sehr, sehr deutlich gemacht, dass er seine eigene Meinung gegenüber manchen Erklärungen aus der Kurie beibehält.

Und der zweite, vielleicht noch wichtigere Eindruck: Er hat als Generalberichterstatter bei der VI. Generalversammlung des Episkopats von Lateinamerika in Aparecida (Brasilien) 2007 eine wichtige Rolle gespielt und dann auch sehr stark »sein« Dokument gegenüber römischen und anderen Einsprüchen verteidigt. Also, bei den wenigen Malen, wo man ihn kennenlernen konnte, war er mit deutlicher Handschrift präsent.

Darüber hinaus hat er in dem Vorkonklave eine Brandrede gegen eine kranke Kirche gehalten, die selbstgenügsam nur um sich selbst dreht. Das war schon eine ganz besondere, scharf antikuriale Visitenkarte. Er hat sehr klar deutlich gemacht, dass er für einen markanten Wechsel steht. Machte ihn diese Rede zum papabile?

Diese Rede, die ja sehr kurz war – er hat dabei noch auf eine Minute von den ihm zur Verfügung stehenden fünf Minuten Redezeit verzichtet –, war zweifellos so etwas wie ein Schlüsselmoment. Man hatte m.E. vorher wenig von ihm gehört und relativ wenig über ihn geredet. Sein Thema von der falschen Selbstbezüglichkeit der Kirche klang auch bei manchen anderen an. Aber niemand hat dieses Thema mit der gleichen Eindringlichkeit und dem gleichen ernsthaften Nachdruck angesprochen. Dass er nur dies zum einzigen Thema gewählt hat, machte deutlich, dass ihm dies entscheidend wichtig war. Nach der Rede herrschte eine bemerkenswerte Stille. Walter Kasper und ich waren uns in den anschließenden Gesprächen einig, dass dies eine ganz bedeutende Intervention gewesen war. Bei der unausgesprochenen Entschlossenheit vieler Kardinäle, keinen Kandidaten der Kurie zu wählen, war er mit dieser Ansprache jemand, an dem sie nicht ohne Weiteres vorbeikommen konnten. Er hatte ja schon bei der Wahl für Benedikt XVI. eine Rolle gespielt. Damals konnte er gegen die übermäßige Bekanntheit und das hohe Ansehen von Joseph Ratzinger nicht ankommen. In diesem Moment, wo der starke Block der italienischen Kardinäle sich offensichtlich nicht auf einen Kandidaten einigen konnte oder wollte, war diese Rede, die später dann mit Erlaubnis des Papstes im Bistumsblatt der Erzdiözese Havanna (Kuba) veröffentlicht wurde, schon eine stille Wende. Sie beinhaltete ja, wie wir jetzt wissen, einen gewichtigen Teil dessen, was er als Papst umsetzen will.

Mit seinem ersten »Buona sera« auf dem Petersplatz war er auf einen Schlag in einer weltweiten und mit ihm sympathisierenden Aufmerksamkeit. Er hat gleich vom ersten Tag an Zeichen gesetzt. Das Wort von der Barmherzigkeit ist

sein großes Schlüsselwort geworden. Glauben Sie, dass dieses Leitwort der Schlüssel für eine Zukunft der Kirche sein kann?

Zunächst: Johannes XXIII., der ja auch wunderbar auf die Menschen zugegangen ist, hat nach der Wahl ebenfalls vom Balkon herunter mit »Buona sera« begrüßt. Vielleicht ist die Verwandtschaft zwischen den beiden an diesem Punkt auch ganz aufschlussreich und interessant. Und zu Ihrer Frage: Ich glaube in der Tat, dass Barmherzigkeit ein Leitwort für die Kirche sein kann. In den Aussagen der traditionellen Lehre zum Gottesbild kommt die Barmherzigkeit zwar als eine der vielen Eigenschaften Gottes vor, wie zum Beispiel auch die Allmacht. Aber nicht als eine, die prägende, zentrale Kraft hat.

Theologisch kann man das bedauern, und man kann darüber auch richtig traurig sein: Das Wort von der Barmherzigkeit kann tief in die gesellschaftlichen, politischen Probleme hineinleuchten, ohne selber politisch oder gar parteipolitisch zu sein. Darin liegt eine große Chance. Und es ist ja erstaunlich, wie das von Papst Franziskus ausgerufene Jahr der Barmherzigkeit, das ja eine ganz außerordentliche Angelegenheit ist, weltweit gezündet hat. Auch wenn sich das Interesse hier in Deutschland vielleicht ein bisschen schwerer tut – es ist nicht unmöglich, treffende Anhaltspunkte in unserer eigenen Gesellschaft, aber auch in unserer Kirche zu finden. Innerkirchlich etwa: Ein Thema wie »wiederverheiratete Geschiedene« wird durch das Wort von der Barmherzigkeit eine neue Betrachtung finden. Und gesellschaftlich: Auch da kann im Wort »Barmherzigkeit« ein Programm sichtbar werden. Denken wir nur an den blanken Egoismus in manchen Schichten auch auf unserem Kontinent. Oder an

die fehlende Wahrnehmung von Menschen am Rand unserer Gesellschaft, von Menschen, die unter die Räder gekommen sind oder die in ihrem Leben keine Chancen hatten.

Der Papst sagt, er kommt vom Ende der Welt. Muss man von weither kommen, um das ganz Spezifische zu treffen? Braucht man den Blick von außen, diesen archimedischen Punkt, um die richtige Sicht der Dinge zu haben?

Der Blick »von außen« hat ja schon etwas für sich. Er kann helfen, Dinge neu zu sehen, die uns vielleicht zu selbstverständlich geworden sind. Aber natürlich ist bei dem päpstlichen Wort vom »Rand der Welt« auch eine gewisse List mit im Spiel. Denn Buenos Aires liegt nun wirklich nicht am Rand der Welt. Und der Papst selber, der ganz europäisch und ganz südamerikanisch zugleich erzogen worden ist, hat natürlich schon früher eine internationale Prägung erfahren. Aber darin, dass er seine Herkunft so benennt – darin liegt auch ein kleiner Schock: Muss man »vom Rand der Welt« kommen, um bestimmte Dinge besser zu sehen? Ein Beispiel: Seine Sätze über den Kapitalismus und über eine »Wirtschaft, die tötet«, haben bei vielen hierzulande Ärger ausgelöst. Aber da erinnert Franziskus uns daran, dass Formen des Manchester-Kapitalismus in der Welt heute doch durchaus noch am Werk sind, auch wenn wir hier das gar nicht mehr wahrnehmen oder es nur noch aus Büchern kennen. Ich spüre bei ihm auch eine große Überzeugung, dass es nötig ist, Dinge auszusprechen, von denen er glaubt, dass sie hier im Alltagsgespräch der Gesellschaft schlicht übersehen oder vergessen werden.

Dass er »vom Rand der Welt« kommt, wird er freilich nicht mehr so lange sagen können. Denn jetzt ist er überall

im Mittelpunkt der ganzen Welt. Er sitzt im Zentrum. Und er erfährt dabei große Zustimmung von überallher für seine sehr ernst gemeinte Vorstellung eines neuen Blicks auf die Fragen der Welt.

Eine sehr ernst gemeinte Vorstellung und einen besonderen Blick auf die Fragen Ihrer persönlichen Zukunft haben Sie – ich erlaube mir, in einem großen thematischen Bogen auf Sie zu kommen – kurz vor Ihrem Abitur in einem Ausblick auf Ihren künftigen Beruf in steiler Ambition niedergeschrieben. Als nicht einmal Zwanzigjähriger formulieren Sie: »Ich wähle für mich einen Beruf, der mir die Möglichkeit gibt, innerhalb der Grenzen menschlicher Erkenntnis zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält; einen Beruf, der sich um die letztgültigen Seins-Gesetze in staunend-demütiger Haltung bemüht.« Die Fallhöhe bei einem solchermaßen formulierten Anspruch ist sehr hoch. Wie oft haben Sie die Messlatte schon gerissen?

Das habe ich sicher öfter mal, indem ich beispielsweise zu feige war. Oder vielleicht auch da und dort zu differenziert. Ich hatte diesen Aufsatz geschrieben bei meinem wunderbaren Deutsch-, Philosophie- und Französisch-Lehrer Prof. Dr. Rudolf Nikolaus Maier, der eigentlich mein wichtigster Lehrer war bis zur Universität. Er hat mir außerhalb des Religionsunterrichts die Frage des Menschen nach dem Sinn seines Lebens und nach dem Leid, nach dem Schmerz, nach dem Tod von der Literatur und von der Philosophie her nahegebracht – sodass ich also gewissermaßen von außen auf die Sinnsuche und auch auf die Theologie kam. Ich hatte natürlich immer eine besondere Nähe zum Pfarrer und zur Pfarrei. Ich habe Gottesdienste mitgestaltet und war Ministrant, so

wie viele andere auch. Aber eines Tages, etwa ein halbes Jahr vor dem Abitur, habe ich dann gedacht: Wenn du etwas machen willst, was dieser Sinnsuche des Menschen, auch deinem Sinn für praktische Hilfe entsprechen sollte, dann kannst du das doch vielleicht am besten machen, wenn du Theologie studierst und Priester werden möchtest. Das war vorher bei mir nicht klar. Meine Eltern waren auch total überrascht.

Obwohl bei der Betrachtung Ihrer Bücher und der eigenen kleinen Bibliothek zu Hause schon ein Gedanke hätte aufkommen können, dass Sie es ernst meinen mit der Sinnsuche.

Ich habe immer schon für meine Bücher gelebt und mir von meinem geringen Taschengeld fast nur Bücher gekauft. Schon als ich sechzehn oder achtzehn Jahre alt war, war für mich ganz wichtig, dass ich mir selber zum Beispiel Bücher von Romano Guardini und Josef Pieper kaufen konnte. Diese Art von Literatur hat mich am meisten interessiert, bis zum Abitur.

Eines der allerersten Bücher, die Sie von Ihrem eigenen Taschengeld gekauft haben – es steht heute noch unter den 120 000 Büchern in Ihrer riesigen Bibliothek – war Martin Heideggers dünnes Heft Was ist Metaphysik?.

Das ist eine eigene Sache. Ich bin immer wieder gern alleine spazieren gegangen und habe mir das ein oder andere Buch mitgenommen. Bei diesen Spaziergängen kam ich regelmäßig ins Grübeln und Nachdenken. Aber irgendwo bin ich bei Heidegger, der ja als Meßkircher fast so etwas wie ein

Landsmann war, doch etwas gestrauchelt. Mir war unklar, was eigentlich »Metaphysik« bedeutet. Und dann habe ich gedacht: Es gibt ja ein kleines Büchlein von ihm. Wenn er so auf 20–30 Seiten das beschreibt, dann musst du das doch kapieren. In Wirklichkeit bin ich noch tiefer in die Unwissenheit gefallen. Alles gelesen, nichts verstanden! Heute kann ich über diese liebenswerte Naivität nur lächeln.

Eine schwierige Annäherung.

Aber ich war immer sozusagen mit dem Rätselhaften, mit dem, was schwierig und nicht leicht aufzulösen war, auf dem Weg. Wahrscheinlich gehört das schon zu den kleinen Vorzeichen, dass ich dann später meine philosophische Dissertation über Heidegger geschrieben habe.

Heidegger hat Sie nicht mehr losgelassen. Als Sie im Priesterseminar waren, im Collegium Borromäum, hat Ihnen der Regens gegen die strengen Regeln des Hauses einen Haustürschlüssel gegeben, weil Sie unbedingt die Abendvorlesung Heideggers hören wollten. Die Großzügigkeit des Regens haben Sie später beschrieben: »Ich weiß nicht, welchen Ausgang die Sache und mein ganzer Lebensweg genommen hätten, wenn mir damals der Hausschlüssel verweigert worden wäre!« Gab es einen Plan B?

Jedenfalls war mir klar, dass ich Heidegger nicht nur als Denker studieren, sondern dass ich auch die Persönlichkeit, den Menschen, sehen und erleben wollte.

Irgendwo spürte ich: Ich verstehe Menschen besser, wenn ich sie nicht nur lese, sondern auch einmal gesehen habe. Und ich hatte wohl das Vertrauen, dass ich den Hausschlüssel

bekommen würde. Deswegen hatte ich auch keine weiteren Pläne gemacht. Aber ich hätte sonst wahrscheinlich doch ernsthaft überlegen müssen, ob ich weitermache in der Theologie oder ob ich etwas anderes studieren kann und unter Umständen mehr in die Philosophie hineingehe.

Ob Sie das Seminar verlassen?

Ja. Allerdings muss ich sagen: Der zuständige Regens war Dr. Robert Schlund – ein Mann, der in meinem Leben nicht nur damals eine sehr große Rolle gespielt, sondern später auch als Personalchef des Erzbistums Freiburg und als Generalvikar meinen eigenen Weg weitgehend bestimmt hat, soweit dies auch amtlich geschah.

Ihr Weg viele Jahre später war geprägt durch die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, die von 1971 bis 1975 tagte. Dort haben Sie zum ersten Mal öffentlich Ihr Talent und Ihre Aufgabe gelebt, die Ihr Leben und Ihre öffentliche Tätigkeit insgesamt ausgezeichnet haben: Fragen aufzugreifen, die die Menschen existenziell bewegen – und dann zu versuchen, authentische, weltoffene, redliche Antworten zu geben und zum Dialog einzuladen. Wie kam es zu dieser Arbeit, die Sie lebenslang in eine Dialogbereitschaft verpflichtete?

Ich war ja als Einzelpersonlichkeit vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken, wo ich seit 1969 Mitglied war, in die Synode gewählt worden – ganz unverhofft, und nicht vom Bistum oder von der Deutschen Bischofskonferenz aus. Kardinal Döpfner, der mich gut kannte und mich ja 1963 in Rom zum Diakon und Priester geweiht hatte und den ich meiner-

seits gut kannte, hat mich ab 1969 immer stärker für verschiedene Arbeiten herangezogen. Das waren zunächst die kleinen Dinge, für deren Erledigung ich weder einen Titel noch ein Amt oder eine Funktion besaß. Ich war zwar dann 1969 bald Berater der Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz. Aber zunächst gehörte zu meinen Aufgaben auch, für die Synode Verfahrensgrundsätze zu entwerfen in der Beratung von Vorlagen. Und ich sollte die Arbeit der Synode strukturieren. Früh beauftragte mich Döpfner damit, die ursprünglich etwa siebenzig geplanten Themen rigoros zu reduzieren und aufgrund von Gesprächen und Verhandlungen mit den Beteiligten nur fünfzehn oder sechzehn für die Tagesordnung vorzuschlagen. Da gab es erhebliche Schwierigkeiten und unendlich viele Gespräche. Es flossen auch Tränen, und man musste manchmal tröstende Worte finden. Durch diese Tätigkeiten bin ich ein Stück weit einfach reingeworfen worden in das Leben der Würzburger Synode.

Sie wurden dort so etwas wie ein heimlicher Geschäftsführer?

Ach, wir hatten gute Generalsekretäre in Karl Forster und Friedrich Kronenberg, und später kam ja dann auch Josef Homeyer an Forsters Stelle.

Journalistische Beobachter sahen Sie damals immer wie einen Parlamentär ruhelos und ständig zwischen den Fronten vermitteln.

Vermitteln musste ich in der Tat. Schon beim Konzil hatte ich freilich eine wichtige Erfahrung gemacht: Ich hatte gespürt, dass besonders die wirklich großen Theologen erstaunlich

bereit waren, von sich aus ein Verstehens- und Verständnisangebot zu machen und nicht einfach nur für ihre eigene Position zu kämpfen. Und noch stärker habe ich es bei dieser Synode erfahren: Die Bereitschaft, aufeinander zuzugehen, auch wenn man sehr unterschiedliche Positionen vertritt, und bei aller Unterschiedlichkeit doch in Dialog und in Disput einzutreten, kann Wunder wirken. Ich habe damals gelernt, dass ich mich nicht mit Extremen zufrieden geben darf, die eben so sind, wie sie sind. Das ist ein Lehrstück gewesen: Man kann auch mit Leuten zurechtkommen, bei denen man es vorher nicht vermutet hat. Konzil und Synode waren dafür die besten Schulen. Beim Konzil war ich nicht mehr als ein »Zaungast«. Kardinal Döpfner nahm mich einmal mit in die Aula.

Zu vermitteln, zum Dialog anzustiften: das ist so etwas wie Ihre Lebensaufgabe geworden?

Ja, das kann man so sagen. Aber vergessen Sie nicht, welche Zeit damals war: Es war im Jahr 1968, ein sehr bewegtes Jahr, als ich ein eigenes Lehramt an der Hochschule bekommen habe. Ich wurde von Minister Dr. Bernhard Vogel an die Mainzer Universität berufen. Die Wellen der gesellschaftlichen Diskussion schlugen hoch, und das hatte auch Konsequenzen für die Kirche. Am 25. Juli wurde die Enzyklika Pauls VI. *Humanae Vitae* zur Geburtenregelung veröffentlicht, danach fand, vom 4. bis 8. September, der schwierige Katholikentag in Essen statt: Da gab es für einen Theologen keinen Grund, nur am Schreibtisch sitzen zu bleiben und seinen eigenen privaten Ideen und Vorlieben nachzugehen. Man war auch öffentlich gefordert. In dieser Hinsicht war ich von Karl Rahner her ein Stück weit geprägt. Und natürlich

durch die stärkere Inanspruchnahme gerade durch Kardinal Döpfner. Ich habe sehr genau gemerkt: Da darfst du nicht hinter dem Ofen sitzen bleiben. Jetzt musst auch du Flagge zeigen. Beim Essener Katholikentag habe ich mein erstes öffentliches Referat gehalten und diskutiert, zum Beispiel mit Uta Ranke-Heinemann und Norbert Greinacher, auch ein Freiburger Mitbruder.

Mit der eigenen Flagge brachten Sie auch Ihren eigenen Stil und Ihre Unverwechselbarkeit mit ein, den eigenen Denkstil des Karl Lehmann. Wie behält man in all diesen pluralistischen Dialogen seine eigene Unverwechselbarkeit?

So rosig sehe ich dies nicht. Ich wurde einfach in die nachkonziliare Situation hineingeworfen. Ich hatte keine große Wahl. Langsam habe ich dann auch einen eigenen theologischen und kirchenpolitischen »Kurs« gefunden.* Freilich gibt es in Ihrer Einschätzung gewiss auch ein Körnchen Wahrheit: Das Vermitteln, das Herausgefordertwerden durch unterschiedliche Positionen war eigentlich schon auf meinem Studienweg ein Stück weit vorhanden. Dass ich in meinem Studium sehr gute biblische und philosophische Impulse bekommen habe, war eine Qualität, die mir auch später Halt gegeben und mich immer geleitet hat. Besonders in Freiburg, aber auch in Rom, wo doch etwas traditioneller gearbeitet worden ist. Davon habe ich nicht gelassen. In Rom habe ich natürlich auch gemerkt, dass dieser manchmal etwas abgestandene Lehrbetrieb vieles einfach nur von der Tradition übernommen hatte. Wenn man die Tradition aber vom Original her und

* Vgl. Karl Lehmann / Karl Rahner (Hrsg.), *Marsch ins Getto?*, München 1973.

produktiv aufschließen kann, dann gibt dies auf eigene Weise Kraft und führt einen weiter.

Sie haben das Vermitteln dann auch jenseits des Theologiebetriebs betrieben. Zum 1000-jährigen Jubiläum Ihres Domes tanzte das Weltklasseballett von Martin Schläpfer im Ostchor des Domes, und es war ein großes kulturelles, auch spirituelles Ereignis. Es fiel damals auf, wie schwer es der Kirche sonst und im Alltag fällt, sich einzubringen gegenüber der Kunst und der Kultur, wo es doch gerade in einem Dom deutlich wird, wie groß – von Geschichte wie Herkunft – die Gemeinsamkeit ist.

Das habe ich sehr oft erfahren. Zum Beispiel auch, wenn wir gerade vom Dom reden, als wir die zeitgenössischen Fenster von Johannes Schreier im Mainzer Dom in der Eucharistiekapelle eingesetzt haben. Es war zunächst ein Wagnis, diese abstrakte Kunst in die 1000-jährige Geschichte zu integrieren. Aber was als Wagnis erschien, war keines. Die Menschen haben die Fenster akzeptiert, obwohl sie provokativ abstrakt waren. Der Einbau war freilich kommunikativ gut vorbereitet.

In Köln gab es, als es um noch monumentalere Fenster ging, die klassische, scharfe, antimoderne Auseinandersetzung. Kirche findet in der Auseinandersetzung mit der Kultur nicht immer in der Weise statt, wie es die eigene Geschichte und ihr eigenes Verständnis von Welt nahelegen.

Leider. Unser Dom zeigt, wie andere auch, dass er über 1000 Jahre immer eine künstlerische Werkstätte war und im Dialog alle Kunstrichtungen der verschiedenen Jahrhunderte